

Entwicklungsprozesse homosexueller Identitäten

Dr. Gisela Wolf

Soziosexuelle Identitäten

Innerhalb westlicher Kulturen lernen wir, dass Sexualität ein fundamentaler Bestandteil des Selbstkonzepts von Menschen ist und dass dabei das Geschlecht der Partnerin/des Partners eine zentrale Rolle für die eigene Identität spielt (Broido 1999). Dementsprechend beziehen sich die meisten Konzepte der soziosexuellen Identitäten zunächst einmal auf das bevorzugte Geschlecht der Partnerin/des Partners (Mertens 1992). Differenzierter betrachtet umfassen soziosexuelle Identitäten aber zudem emotionale, intellektuelle, politische und auch spirituelle Aspekte (Broido 1999). Konzepte soziosexueller Identitäten werden immer auch durch Politik und Kultur der Gesellschaft, in der und für die sie entwickelt werden, entscheidend mitgeprägt (Castro Varela & Gutiérrez Rodríguez 2000, Falco 1993, Stein 1996).

Die Entwicklung einer soziosexuellen Identität findet bei allen Personen statt, gleichgültig, ob diese Identität lesbisch bzw. schwul, bisexuell oder heterosexuell ist, ob sich die betreffende Person als transient identifiziert (Falco 1993, S. 122) oder eine Benennung ihrer soziosexuellen Identität für sich ablehnt.

Dementsprechend existiert eine Vielfalt von Entwicklungen soziosexueller Identitäten, die durch die Dichotomisierung in „Homosexualität“ und „Heterosexualität“ nur unzureichend beschrieben werden kann (Falco 1993, Stein 1996). Die Lebenswirklichkeiten, die Phantasien, das Handeln und die Beziehungen von Menschen bewegen sich eher zwischen diesen beiden Polen (Falco 1993, Rothblum 1999). Menschen leben oft im Verlauf ihrer Biographie eine Vielfalt von soziosexuellen Handlungen, Phantasien, Beziehungen und Gefühlen (Falco 1993, Gruskin 1999, S. 21 ff., Stein 1996). Für viele Personen scheint ihre soziosexuelle Identität schließlich einen zentralen, stabilen und fundamentalen Teil ihrer Persönlichkeit darzustellen, manche konzipieren aber auch ihre soziosexuelle Identität eher als fluide und/oder weniger zentral (Broido 1999, Reynolds & Hanjorgiris 1999).

Mit dem Wissen über die herrschenden Normen ihrer Gesellschaft bezeichnen Personen ihre soziosexuelle Identität nicht unbedingt auf eine Art und Weise, die der Vielfalt ihrer Handlungen, Gedanken, Gefühlen und Phantasien entspricht, sondern entscheiden sich für Identitätsbezeichnungen, die ihrem Selbstbild, ihrem Bedürfnis nach sozialer Anerkennung und nach Stabilität am nächsten kommen (Davies & Neale 1996). Gerade im Bereich der soziosexuellen Identitäten wird der Einfluss gesellschaftlicher Normierungs- und Stigmatisierungsprozesse auf die Selbstbezeichnung mit einer Identität deutlich erfahrbar. Viele Menschen, die gleichgeschlechtliche Sexualität leben, lehnen aufgrund des herrschenden heterosexistischen sozialen Drucks die Übernahme einer lesbischen bzw. schwulen oder bisexuellen Identität für sich ab. So verfügt beispielsweise ungefähr ein Drittel aller Männer und mindestens ein Sechstel aller Frauen in dieser Gesellschaft über homosexuelle Erfahrungen, ohne dass sie sich als Lesben bzw. Schwule identifizieren (Alltag 1996, Schmid-Tannwald & Urdze 1983, Schupp 1996). Für diejenigen hingegen, die sich entscheiden, eine lesbische bzw. schwule oder bisexuelle Identität anzunehmen, bedeutet dies immer auch eine Stellungnahme zu der gesellschaftlichen Stigmatisierung ihrer Identität und Lebensform. Die Entwicklung einer soziosexuellen Identität steht im Zusammenhang mit anderen Entwicklungsaufgaben, die sie beeinflussen, fördern, aber auch hindern können.

Aufgrund des gesamtgesellschaftlichen Drucks ist die Identität von Lesben, Schwulen und bisexuellen Frauen und Männern häufig eine „situative“, die nur an bestimmten Orten gelebt

werden kann. Diese Aufspaltung kostet einen Preis, der mit den Vor- und Nachteilen einer durchgängig gelebten und sichtbaren lesbischen bzw. schwulen Identität abgewogen werden muss (Knoll, Reisbeck & Edinger 1999, S. 23). Eine öffentlich gemachte Selbstbezeichnung als „lesbisch“ bzw. „schwul“ eröffnet den Weg in lesbische und schwule Subkultur(en) und soziale Netzwerke (Reisbeck 1998), die eine Entwicklung und Stärkung der lesbischen bzw. schwulen Identität fördern und wiederum Einfluss auf die Ausgestaltung der soziosexuellen Identität nehmen können. Die Übernahme und Stärkung einer lesbischen, schwulen, bi- oder transidenten Identität kann dann auch Konsequenzen für das politische Handeln der betreffenden Personen haben in Richtung einer Solidarisierung mit Gleichgesinnten und mit dem Ziel, sich für einen gesellschaftlichen Wandel zur Aufhebung heterosexistischer Strukturen zu engagieren (Leidinger 1999).

Coming-out-Prozesse als Entwicklungsprozesse lesbischer und schwuler Identitäten

Ein „Coming-out“ stellt ein relativ modernes Phänomen dar. Das Wort „Coming-out“ im Sinne einer Veröffentlichung der eigenen lesbischen (bzw. schwulen) Identität gibt es erst seit Ende der 1960er Jahre (Skinner 1997). Der Begriff entstand im Kontext der us-amerikanischen lesbisch-schwulen-transidenten BürgerInnenrechtsbewegung. Zwar gab es auch schon weit vorher frauenliebende Frauen und männerliebende Männer, die ihre Liebe auch sichtbar machten. Das „Coming-out“ als begrifflich gefasstes politisches Handeln, durch das Frauen und Männer sich mittels einer selbstgewählten lesbischen oder schwulen Identität in Abgrenzung zur Heterosexualität positionieren, entwickelte seine aktuelle Bedeutung in Deutschland jedoch erst im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Reformprozessen in den letzten 40 Jahren: der Zweiten Frauenbewegung, den lesbisch-schwulen Bewegungen, der Studierenden-Bewegung. Gleichzeitig stemmten sich in dieser Zeit machtvolle gesellschaftliche Institutionen gegen das Coming-out ihrer BürgerInnen. Durch den Druck auf Lesben und Schwule, ihre soziosexuelle Identität zu verstecken, soll(t)en heterosexistisch legitimierte Privilegien gesichert werden. Lesbische und schwule Coming-out-Prozesse sind vor diesem Hintergrund also nicht nur individuelle Lebensentscheidungen, sondern auch Ausdruck von gesellschaftlichen Situationen. Zudem bringen die Entscheidungen von Menschen, offen lesbisch, schwul oder bisexuell zu leben, auch neue gesellschaftliche Entwicklungen voran.

Ab den 1970er Jahren haben ForscherInnen Coming-out-Prozesse als beschreibungswürdige Phänomene entdeckt. Sie fragten sich, wie es Lesben und Schwule schaffen, sich trotz der gesellschaftlichen Stigmatisierung für ein Coming-out zu entscheiden. Das relativ Neue an diesen Forschungen war ein affirmativer Ansatz: Die Forschenden begegneten Lesben und Schwulen mit Respekt und Interesse. In ihren Forschungsmodellen versuchten sie, das Wechselspiel zwischen Selbstwahrnehmungen lesbischer Frauen und schwuler Männer und gesellschaftlichen Einflüssen zu beschreiben. Sie schilderten Coming-out als andauernde Entwicklungsprozesse, in dem frauenliebende Frauen und männerliebende Männer immer wieder Entscheidungen für oder gegen ein Offenleben oder Verstecken ihrer soziosexuellen Identität treffen.

Heute bezeichnet „Coming-out“ das Spektrum von der ersten Selbstwahrnehmung von erotischen Empfindungen gegenüber einer oder mehreren gleichgeschlechtlichen Personen bis hin zum selbstgewählten Öffentlichmachen und Leben der eigenen homosexuellen Identität und ist damit die häufigste Bezeichnung für die Entwicklungsprozesse lesbischer und schwuler Identitäten. Es handelt sich beim Coming-out um ein prozesshaftes, nicht-lineares Geschehen („Coming-out-Prozess“).

Entwicklungsprozesse homosexueller Identitäten beginnen oft bereits im Kindes- und Jugendalter, wenn junge Menschen ihre besonderen Gefühle gleichgeschlechtlichen Personen gegenüber bewusst werden. Im Laufe des Coming-out-Prozesses nehmen Lesben und Schwule eine

Umwertung der gesellschaftlichen Stigmatisierung ihrer Identität und Lebensweise vor und entwickeln auch auf der Grundlage ihrer Identität Stärken und Kompetenzen. Da lesbische, schwule und bisexuelle Lebensweisen von der Gesellschaft als „nicht-normal“ betrachtet und negativ bewertet werden, sind homosexuelle Personen in jeder neuen Situation mit der Aufgabe konfrontiert, sich unter Abwägung möglicher negativer und positiver Konsequenzen wieder neu für oder gegen ein äußeres Coming-out/Going-public zu entscheiden. Der in der Gesamtgesellschaft herrschende Heterosexismus macht ein Coming-out erst nötig und stellt gleichzeitig ein wesentliches Hindernis für den Coming-out-Prozess dar. Kinder und Jugendliche lernen im Verlauf ihrer Sozialisation wenig Zutreffendes über lesbische, schwule und bisexuelle Lebensweisen. Dementsprechend verfügen Lesben und Schwule zu Beginn ihres Coming-out-Prozesses kaum über differenzierte Vorstellungen homo- und bisexuelle Lebensentwürfe und wissen auch nur wenig über die Geschichte und Kultur homo- und bisexueller Menschen. Unter diesen Bedingungen brauchen lesbische Frauen und schwule Männer in der Regel Jahre vom ersten Bewusstsein ihrer homosexuellen Gefühle bis zum Erwerb einer für sie positiv besetzten soziosexuellen Identität. Auf die gesellschaftliche Ignoranz und Stigmatisierung speziell lesbischer Lebensweisen ist es wahrscheinlich auch zurückzuführen, dass Lesben in Westeuropa und den USA in der Regel ihr Coming-out in einem höheren Lebensalter haben als schwule Männer. Schwule sind besonders in den Massenmedien präsenter.

Das Coming-out ist für diejenigen Lesben und Schwule besonders schwer, die massive Widerstände dagegen erwarten und die über wenig Möglichkeiten verfügen, Informationen über lesbische, schwule und bisexuelle Lebensweisen zu erhalten und entsprechende Netzwerke zu erreichen (Rothblum 1999). Dies gilt beispielsweise für sehr junge oder alte Lesben und Schwule, für Lesben und Schwule aus ländlichen, stark religiös geprägten Gebieten, für Lesben und Schwule, die aufgrund einer Behinderung in Institutionen leben müssen oder deren Teilnahme an der örtlichen Community durch bauliche und viele andere Barrieren erschwert wird, für Lesben und Schwule, die aus einem von besonders homophoben Einstellungen geprägten Umfeld stammen und für Lesben und Schwule, die nur über sehr wenig Geld oder kaum Zeit und Freiräume verfügen.

Coming-out-Prozesse stehen immer in Wechselwirkung mit anderen Lebensaufgaben und Lebenswegen. Manchmal machen andere Aufgaben oder Erfahrungen ein Coming-out so schwer, dass die Kraft dafür nicht mehr reicht. Viele Entwicklungswege, die die Eigenständigkeit befördern (z.B. eigene Wohnung, finanzielle Unabhängigkeit, innere Autonomie, Selbstbewusstsein, eine akzeptierende Haltung den eigenen Gefühlen gegenüber) und der Aufbau eines selbstgewählten Netzes von FreundInnen, können den Rückhalt schaffen, den frau/man im Coming-out braucht. Das Coming-out ist auch als ein Bildungsprozess zu betrachten, der die Handlungsfähigkeit weiterentwickelt. Das Entdecken der eigenen Kraft und Handlungsmöglichkeiten können erheblichen Einfluss auf das Selbstwertgefühl haben und weitere Handlungen und Entwicklungsprozesse anstoßen (Schneider 1997). Ein Coming-out macht die soziosexuelle Identität für das soziale Umfeld sichtbar und kommunizierbar. Damit werden die Voraussetzungen für ein innengeleitetes Leben geschaffen und die zuvor aufrecht-erhaltene Trennung zwischen dem Leben und der Selbstwahrnehmung kann aufgehoben werden (Diabola & Panther 1995).

Modelle von Coming-out-Prozessen

In der Literatur finden sich diverse Modelle von Coming-out-Prozessen. Diese teilen das Coming-out in Entwicklungsstationen ein, die Lesben und Schwule im Laufe der Entwicklung ihrer soziosexuellen Identität erfahrungsgemäß erleben können. Es sollte beachtet werden, dass die gängigen Modelle zur Abbildung von Coming-out-Prozessen für westliche Kulturen am Ende des 20. Jahrhunderts aufgestellt und für weiße, selbstidentifizierte Lesben und

Schwule entwickelt worden sind. Diese Modelle sind nicht unbedingt auf Personen mit anderen Hintergründen übertragbar (Cass 1996, Gruskin 1999, S. 54). Schematisierte Darstellungen von Coming-out-Prozessen sind gelegentlich irreführend, da die Lebenswirklichkeiten von Lesben und Schwulen natürlich vielschichtiger sind, als in einem Modell dargestellt werden kann. So verläuft der Coming-out-Prozess längst nicht so geradlinig, wie es die verschiedenen psychologischen Modelle suggerieren (Davies 1996, Reynolds & Hanjorgiris 1999, Troiden 1988). Coming-out-Prozesse können in jedem Lebensalter begonnen werden und stellen lebenslange Entwicklungsprozesse dar, in deren Verlauf Lesben und Schwule ihr Coming-out in unterschiedlichen sozialen Kontexten initiieren und erleben. Dabei können verschiedene Stationen des inneren und äußeren Coming-out wiederholt und übersprungen werden. Lesbische und schwule Biografien können Brüche oder Zeiten aufweisen, in denen es nicht möglich ist, zur eigenen soziosexuellen Identität zu stehen, weil gesellschaftliche Stigmatisierung und Repressionen einem Coming-out entgegenstehen.

Modellhafte Darstellungen von Coming-out-Prozessen berücksichtigen in der Regel kaum die Interaktionen mit anderen Entwicklungsaufgaben und speziellen sozialen Kontexten, obwohl diese erheblichen Einfluss auf die Gestaltung von Coming-out-Prozessen haben können (Davies 1996). Von Seiten der queeren Forschung sind die Coming-out-Modelle wegen ihrer Tendenz zur Verfestigung von Kategorisierungen kritisiert worden (Schulze 2000). Wenn Kontextbedingungen und andere Entwicklungsaufgaben mitbedacht werden, können Modelle von Coming-out-Prozessen aber sinnvolle Hinweise geben, um Entwicklungen in Coming-out-Prozessen zu antizipieren und auch zu unterstützen. Im Folgenden möchte ich deshalb die Modelle von Cass (1979 und 1996), Lewis (1984), Gissrau (1993), Falco (1993) und Rauchfleisch (1994) inhaltlich zusammenfassen und mit Ergebnissen aus anderen Forschungsprojekten zu Coming-out-Prozessen ergänzen.

Zu berücksichtigen ist, dass sich die Modelle von Cass (1979 und 1996) und Rauchfleisch (1994) auf lesbische **und** schwule Entwicklungsprozesse beziehen, während diejenigen von Lewis (1984), Gissrau (1993) und Falco (1993) explizit das Coming-out lesbischer Frauen beschreiben sollen.

Jedes der zitierten Modelle hat seine Vorzüge und auch seine Einschränkungen. So soll besonders auf die zum Teil problematische Wortwahl der AutorInnen der beschriebenen Coming-out-Modelle hingewiesen werden. Zum Beispiel wird von manchen AutorInnen immer noch der Begriff der „Phase“ gewählt (Falco 1993, S. 143), welcher suggeriert, dass es sich bei den beschriebenen Entwicklungsprozessen um ein vorübergehendes Phänomen handelt, obwohl die dargestellten Entwicklungs-„phasen“ für manche Menschen eine dauerhafte Lebensweise darstellen. Der Begriff der „Identitätstoleranz“ (Cass 1979) klingt in der wörtlichen Übersetzung von „tolerieren“ (lateinisch: „tolerare“) mit „ertragen“ abwertend. In der beratenden und politischen Arbeit ist der Begriff der „Toleranz“ wenig hilfreich, da es dort nicht um ein „Ertragen“ homosexueller Identitäten und Lebensweisen, sondern vielmehr um eine Stärkung von Lesben und Schwulen geht. Auch die modellhafte Vorstellung, dass homosexuelle Entwicklungsprozesse mit der „Identitätssynthese“ (Cass 1979) abgeschlossen sind, wird der Lebensrealität vieler Lesben und Schwulen, die sich in jeder neuen sozialen Situation wieder für oder gegen eine Veröffentlichung ihrer Identität entscheiden, nicht gerecht.

„Prä-Coming-out“ (Rauchfleisch 1994), „Anderssein und Dissonanz“ (Lewis 1984), „Identitätsverwirrung“ (Cass 1979): Viele später homo- oder bisexuell lebende Personen erinnern sich rückblickend daran, sich bereits in der Kindheit bzw. Pubertät als „anders“ wahrgenommen zu haben, ohne dass sie dies zunächst einordnen konnten (Bradford & White 2000, Gissrau 1993, Gramick 1984, Hershberger & D’Augelli 1999, O’Hanlan 1995, Senatsverwaltung 1999, Troiden 1988). Dieser starke Eindruck „anders“ zu sein bezieht sich oft auf geschlechtsrolleninkonforme Interessen bzw. Handlungsweisen (Troiden 1988). Kinder und Jugendliche treffen in ihrer Entwicklung auf Lerninhalte, in denen gleichgeschlechtliche Be-

ziehungen abgewertet werden. Vor diesem Hintergrund vermeiden prälesbische Mädchen und präschwule Jungen in der Pubertät zunächst einmal die Konfrontation mit den eigenen homosexuellen Gefühlen und Phantasien. Sie können auch auf ihre eigenen Gefühle verwirrt reagieren. Diese in der Literatur oft thematisierte „Verwirrung“ zu Beginn des Coming-out ist auf die vergeblichen Versuche, die eigenen Gefühle trotz der gesellschaftlichen Stigmatisierung homosexueller Lebensweisen zu verstehen (Troiden 1988). Der Mangel an Wissen über homosexuelle Lebensweisen, das Nicht-Vorhandensein von homosexuellen Rollenmodellen, die Unmöglichkeit, sich mit Bezugspersonen auszutauschen, und die Schwierigkeiten, andere Lesben und Schwule kennen zu lernen, tragen zu der so genannten „Identitätsverwirrung“ mit bei (Troiden 1988).

„Identitätsvergleich“ (Cass 1979): Im Jugendalter erfolgt in der Regel ein Prozess der Bewusstwerdung und Identifikation. Komplexe kognitive Fähigkeiten entwickeln sich und die/die Jugendliche beginnt sich von der Herkunftsfamilie abzugrenzen. Sie/er konzentriert sich verstärkt auf etwa gleichaltrige Bezugspersonen („peers“) (Hershberger & D’Augelli 1999). In dieser Zeit stellt sich für viele später homosexuell lebende Menschen heraus, dass ihre Gefühle gleichgeschlechtlichen Personen gegenüber andauern. Erhalten sie Informationen über homosexuelle Lebensweisen und Kontakte zu Personen, kann es ihnen gelingen, ihre Empfindungen als „lesbisch“, „schwul“ oder „bisexuell“ zu bezeichnen und anzunehmen. Wenn sie diese Informationen nicht erhalten, kann es zu einer Abwehr der eigenen Gefühle kommen, zu einer Distanzierung von anderen Lesben und Schwulen, zu forciertem heterosexuellem Handeln. Die Entwicklungen im Coming-out werden damit ausgebremst (Cass 1979, Cass 1996, Hershberger & D’Augelli 1999, Troiden 1988). Viele Lesben und Schwule erleben in der Zeit des „Identitätsvergleichs“ eine Entfremdung von bisherigen Bezugspersonen und der Gesellschaft insgesamt, weil sie deutlich wahrnehmen und auch immer darauf hingewiesen werden, dass sie „nicht normal“ sind. Innerhalb bestimmter (z.B. stark religiöser) sozialer Bezugsgruppen mit einer homophob geprägten Ideologie können sich diese Entfremdungsprozesse besonders ausprägen (Cass 1979). Bis eine Person die ihr vermittelte Homophobie soweit überwunden hat, dass sie ihre homosexuellen Empfindungen für sich akzeptieren kann, vergehen oftmals viele Jahre, in denen sie sich weitgehend auf sich selbst gestellt mit ihrer soziosexuellen Identität auseinandersetzt („inneres Coming-out“).

Coming-out gegenüber anderen (Sophie 1982): Ihr Coming-out gegenüber anderen (auch „äußeres Coming-out“ oder „Going-public“ genannt) initiieren Lesben und Schwule in der Regel erst dann, wenn sie sich ihrer Selbstwahrnehmung relativ sicher sind und ihre lesbische soziosexuelle Identität für sich bezeichnen können. In den beschriebenen Modellen ist das äußere Coming-out die Voraussetzung für die Selbstakzeptanz der lesbischen oder schwulen soziosexuellen Identität und für die Integration dieser Identität in das Selbstbild.

Das Öffentlichmachen der homosexuellen Identität geschieht oft gegen den Widerstand des sozialen Umfeldes in vielen Einzelschritten, wobei die Anzahl der Personen, gegenüber denen eine Lesbe bzw. ein Schwuler outet, immer größer wird. Das äußere Coming-out kann sehr schnell geschehen, indem eine Person ihre soziosexuelle Identität kurz nach ihrem inneren Coming-out einem breiten Kreis von Personen bekannt gibt, oder auch sehr selektiv und langsam gehandhabt werden. Viele Lesben und Schwule beginnen ihren äußeren Coming-out-Prozess damit, dass sie sich vorsichtig und in Andeutungen nahestehenden Personen öffnen oder herauszufinden versuchen, wie bestimmte Bezugspersonen generell zum Thema „Homosexualität“ stehen. Manche Bezugspersonen reagieren überfordert und sanktionierend, andere auch unterstützend. Die Schwierigkeit zu Beginn des äußeren Coming-out liegt insbesondere darin, dass das Öffentlichmachen der homosexuellen Identität einerseits oft eine entscheidende Voraussetzung für das Erreichen von sozialer Unterstützung darstellt, andererseits aber auch große Belastungen durch negative Reaktionen von Seiten sozialer Bezugspersonen hervorrufen kann. Besonders die ersten Reaktionen, die Lesben/ Schwule von ihrem sozialen

Umfeld auf ihr äußeres Coming-out erfahren, sind wichtig für die weitere Entwicklung ihrer soziosexuellen Identität und den weiteren Aufbau ihres sozialen Netzes (Palzkill 1990). So können negativ reagierende Bezugspersonen die Selbstakzeptanz erheblich erschweren. Die äußeren Belastungen im Coming-out durch sozialen Druck können so stark werden, dass Energien von anderen wichtigen Lebensaufgaben wie einer Ausbildung oder der beruflichen Orientierung abgezogen werden und dass eine krisenhafte Entwicklung ausgelöst werden kann (Dworkin 1999). Je mehr Personen über ihre die lesbische soziosexuelle Identität informiert werden, desto weniger kann kontrolliert werden, an wen diese Informationen über Dritte weitergegeben werden. Dieser Umstand ist von besonderer Bedeutung für Jugendliche, die sich in einer sehr fest gefügten Umgebung befinden, die sie nicht so ohne weiteres verlassen können, wie zum Beispiel Herkunftsfamilie und Schule (Hershberger & D'Augelli 1999).

„Stabile Identität“ (Lewis 1984), „Identitätsakzeptanz“ (Cass 1979): Mit dem äußeren Coming-out bauen viele Lesben und Schwule Kontakte in die lesbisch/schwule/bisexuelle/transidente-Community auf. Im Verlauf ihres Coming-out gewinnen Lesben und Schwule zunehmend Erfahrungen mit ihrer soziosexuellen Identität. Damit können die Identitätssicherheit und die Fähigkeiten, mit den gesellschaftlichen Widerständen umzugehen, wachsen. Viele Lesben und Schwule sind stolz darauf, trotz aller Schwierigkeiten ihre soziosexuelle Identität zu leben („Identitätsstolz“ nach Cass 1979).

„Integration“ (Lewis 1984), „Identitätssynthese“ (Cass 1979): Viele Lesben und Schwule in dieser Gesellschaft leben ihre soziosexuelle Identität mit der Zeit weitgehend offen, selbstverständlich und selbstsicher. Für manche steht die lesbische bzw. schwule Identität im Vordergrund ihrer Selbstdefinitionen, für andere stellt sie eher ein Persönlichkeitsmerkmal neben vielen anderen dar. Der Stellenwert, den sie ihrer soziosexuellen Identität geben, wird durch ihre individuellen und politischen Einstellungen sowie durch zeitliche und soziale Umgebungsfaktoren geprägt. Wie alle anderen Selbstdefinitionen auch kann eine lesbische oder schwule Selbstdefinition im Verlauf der Biographie Veränderungen erfahren. Auch lange nach dem Beginn ihres äußeren Coming-out müssen lesbische Frauen und schwule Männer immer wieder damit rechnen, dass ihre soziosexuelle Identität hinterfragt und von manchen Personen auch zum Anlass genommen wird, sie abzulehnen oder auch anzugreifen (Gruskin 1999). Die Entscheidungen für oder gegen ein Coming-out in einem bestimmten Kontext müssen Lesben und Schwule im Verlauf ihrer Biographie immer wieder neu abwägen und treffen.

Heute

Lesbische Frauen und schwule Männer haben unterdessen in jahrzehntelanger Arbeit sichtbare Projekte und Unterstützungsstrukturen aufgebaut, auf die Lesben und Schwule im Coming-out-Prozess zurückgreifen können. In vielen Städten bieten Lesbenberatungsstellen und Rosa Telefone Coming-out-Gruppen an. Durch die Präsenz schwuler Männer und lesbischer Frauen in der Öffentlichkeit weicht der isolierende Eindruck, in einer heterozentristischen Gesellschaft die/ der Einzige zu sein, die Frauen liebt bzw. der Männer liebt. Meines Erachtens hat aber der heterosexistische Gegendruck nicht nachgelassen. Vielmehr verändert und modernisiert er sich. Traditionell homosexuellenfeindliche Bastionen wie Kirchen, Polizeisysteme, Schulen, das Gesundheitswesen, Wirtschaftsunternehmen und konservative Parteien zeigen sich unterdessen aufgelockerter und lassen manchmal sogar lesbische und schwule Arbeitskreise in ihren Reihen zu. Institutionen entblößen heterozentristische Machtstrukturen aber spätestens dann, wenn frau/man fragt, ob Lesben und Schwule in dieser Institution offen leben können und ob sich die Institution aktiv der ubiquitären Homophobie entgegen stellt.

Lesbische Frauen gehen im Bewusstsein gesellschaftlicher Strukturen auch heute noch sehr selektiv im Coming-out vor. 1999 befragte Gabriele Dennert Besucherinnen des Lesbenfrühlingstreffens in Köln nach ihrem Umgang mit ihrer soziosexuellen Identität im Gesundheitswesen. 7,8% der befragten Frauen berichteten, dass sie sich gegenüber ihrer Therapeutin nicht outen, 31,8% lebten verdeckt gegenüber ihrem Therapeuten. 44,8% versteckten ihre soziosexuelle Orientierung gegenüber ihrer Hausärztin, 62,9% gegenüber ihrem Hausarzt (Dennert 2005).

Drei von vier Lesben und Schwulen ziehen es am Arbeitsplatz vor, ihre soziosexuelle Identität vor den Kolleginnen und Kollegen zu verschweigen. Gerade Lesben und Schwule, die wegen ihrer soziosexuellen Identität bereits am Arbeitsplatz diskriminiert wurden, versuchen danach, sich wieder zu verstecken, um sich vor weiteren Schikanen zu schützen (Knoll et al. 1997).

Coming-out ist nach wie vor in dieser Gesellschaft ein sehr bedeutsames Lebensereignis, das viel Kraft kostet aber auch viel Kraft freisetzt. Ein Coming-out wirkt lebensverändernd und öffnet neue Perspektiven. Viele Lesben und Schwule müssen im Coming-out-Prozess gegen Widerstände ankämpfen. Trotzdem oder gerade deshalb werten viele ihr Coming-out als bereichernd und zukunftsweisend.

Literaturverzeichnis:

- Alltag, Jule (Hgin): „... eigentlich hab’ ich es schon immer gewusst ...“. Lesbisch-feministische Arbeit mit Mädchen und jungen Lesben. Hamburg: FrühlingsErwachen. 1996.
- Bradford, Judith & White, Jocelyn C.: Lesbian Health Research. In: Goldman, Marlene B. & Hatch, Maureen C. (Hginnen): Women & Health. San Diego/San Francisco/New York/Boston/London/Sydney/Tokyo: Academic Press, 2000, S. 64–78.
- Broido, Ellen M.: Constructing identity: the nature and meaning of lesbian, gay, and bisexual identities. In: Perez, Ruperto M./ DeBord, Kurt A. & Bieschke, Kathleen J. (HgInnen): Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients. Washington, DC.: American Psychological Association. 1999, S.13–33.
- Cass, Vivienne C.: Homosexual identity formation: A theoretical model. *Journal of Homosexuality*, 4 (3), Spring 1979, S. 219-235.
- Cass, Vivian: Sexual Orientation Identity Formation. A Western Phenomenon. In: Cabaj, Robert P. & Stein, Terry S. (Hg.): Textbook of Homosexuality and Mental Health. Washington, D.C.: American Psychiatric Press. 1996, S. 227-251.
- Castro Varela, María del Mar & Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: Queer Politics im Exil und in der Migration. In: quaestio (hg.) beger, nico j./ hark, sabine/ engel, antke/ genschel, corinna & schäfer, eva: Queering Demokratie (sexuelle politiken). Berlin: Quer-verlag. 2000, S. 100-112.
- Davies, Dominic: Working with people coming out. In: Davies, Dominic & Neal, Charles (Hg.): Pink therapy. A guide for counsellors and therapists working with lesbian, gay and bisexual clients. Buckingham/Philadelphia: Open University Press, 1996, S. 66-85.
- Davies, Dominic & Neal, Charles: An historical overview of homosexuality and therapy. In: Davies, Dominic & Neal, Charles (Hg): Pink therapy. A guide for counsellors and therapists working with lesbian, gay and bisexual clients. Buckingham/Philadelphia: Open University Press. 1996, S. 11-23.

- Dennert, Gabriele: Die gesundheitliche Situation lesbischer Frauen in Deutschland. Herbolzheim: Centaurus Verlag. 2005.
- Diabola, Lisa & Panther, Lucie: Was heißt hier lesbisch oder Wie sag ich's meiner Mutter. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlags-Gesellschaft. 1995.
- Dworkin, Sari H.: Individual therapy with lesbian, gay, and bisexual clients. In: Perez, Rupert M./ DeBord, Kurt A. & Bieschke, Kathleen J. (HgInnen): Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients. Washington, DC.: American Psychological Association. 1999, S. 157-181.
- Falco, Kristine L.: Lesbische Frauen. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag. 1993.
- Gissrau, Barbara: Die Sehnsucht der Frau nach der Frau. Das Lesbische in der Psychoanalyse. Zürich: Kreuz Verlag. 1993.
- Gramick, Jeannine: Developing a Lesbian Identity. In: Darty, Trudy & Potter, Sandee (Hginnen): Women-Identified Women. Palo Alto, California: Mayfield. 1984, S. 31- 44.
- Gruskin, Edith Paige: Treating Lesbians and Bisexual Women. London/New Delhi/Thousand Oaks: Sage Publications. 1999.
- Hershberger, Scott L. & D'Augelli, Anthony R.: Issues in counseling lesbian, gay, and bisexual adolescents. In: Perez, Rupert M./ DeBord, Kurt A. & Bieschke, Kathleen J. (HgInnen): Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients. Washington, DC.: American Psychological Association. 1999.
- Knoll, Christopher/ Edinger, Manfred & Reisbeck, Günter: Grenzgänge-Lesben und Schwule in der Arbeitswelt. München: Edition Gay Studies im Profil-Verlag. 1997.
- Leidinger, Christiane: Politisierungsprozesse von Lesben. *beiträge zur feministischen theorie und praxis: Themenheft: Lesbenleben quer gelesen*, 22 (52), 1999, S. 93-105.
- Lewis, Lou Ann: The coming out process for lesbians: Integrating a stable identity. *Social Work/National Association of Social Workers, Inc.*, Sept-Oct 1984, 29 (5), S. 464-469.
- Mertens, Wolfgang: Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität (Bd. 1: Geburt bis zum 4. Lebensjahr). Stuttgart: Kohlhammer. 1992.
- O'Hanlan, Katherine A.: Lesbian health and homophobia: Perspectives for the treating obstetrician/gynecologist. *Current Problems in Obstetrics, Gynecology and Fertility*, 18 (4), 1995, S. 97-133.
- Palzkill, Birgit: Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. Dissertation am Fachbereich 5 Philosophie/Psychologie/Sport-wissenschaft der Universität Oldenburg. Bielefeld: AJZ-Verlag. 1990.
- Rauchfleisch, Udo: Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweisen. Vorurteile. Einsichten. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht. 1994.
- Reisbeck, Günter: Wozu brauchen Lesben und Schwule eigene Identitäten? In: Biechele, Ulrich (Hg.): Identitätsbildung, Identitätsverwirrung, Identitätspolitik-eine psychologische Standortbestimmung für Lesben, Schwule und andere. Dokumentation des Fachkongresses 30. 10. bis 1. 11. 1997, veranstaltet vom Verband Lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. (VLSP) sowie der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. (DAH) in Mannheim. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe. 1998, S. 56-64.
- Reynolds, Amy L. & Hanjorgiris, William F.: Coming Out: Lesbian, gay, and bisexual identity development. In: Perez, Rupert M./ DeBord, Kurt A. & Bieschke, Kathleen J.

- (HgInnen): *Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients*. Washington, DC.: American Psychological Association. 1999, S. 35–55.
- Rothblum, Esther D.: „Somewhere in Des Moines or San Antonio“: Historical Perspectives on Lesbian, Gay, and Bisexual Mental Health. In: Perez, Ruperto M./ DeBord, Kurt A. & Bieschke, Kathleen J. (HgInnen): *Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients*. Washington, DC.: American Psychological Association. 1999, S. 57–79.
- Schmid-Tannwald, Ingolf, Urdze, Andrejs: *Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern - Ergebnisse einer haushaltsrepräsentativen Erhebung in der Bundesrepublik Deutschland einschließlich West-Berlin; Band 132 der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit; Stuttgart. 1983.*
- Schneider, Margaret: Sappho Was a Right-On Adolescent: Growing Up Lesbian. *Journal of Lesbian Studies*, 1 (1), 1997, S. 69-85.
- Schupp, Karin (Hg.: Landesverband des Jugendnetzwerkes Lambda e.V.). *Wären Sie lieber ein normaler Mensch? Berliner Jugendliche über lesbische und schwule Lebensweisen.* Berlin: Moritz Druck. 1996.
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen: *Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin.* Berlin. 1999. (Erhältlich über: Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen, Beuthstr. 6-8, 10117 Berlin).
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen: *Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin.* Berlin. 1999a. (Erhältlich über: Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen, Beuthstr. 6-8, 10117 Berlin).
- Skinner, Jody: *Warme Brüder. Kesse Väter. Lexikon mit Ausdrücken für Lesben, Schwule und Homosexualität.* Essen: Verlag Die Blaue Eule. 1997.
- Stein, Terry S.: The Essentialist/Social Constructionist Debate About Homosexuality and Its Relevance for Psychotherapy. In: Cabaj, Robert P. & Stein, Terry S. (Hg.): *Textbook of Homosexuality and Mental Health*. Washington, D.C.: American Psychiatric Press. 1996, S. 83-99.
- Schulze, Amely: *Das lesbische Coming-out als Bildungsprozess. Versuch einer queeren Lebensbildung. Diplomarbeit im Fach Erwachsenenbildung an der Universität Bremen.* Bremen. 2000.
- Troiden, Richard R.: Homosexual identity development. *Journal of Adolescent Health Care*, 9, 1988, S. 105-113.

Folie

Der Coming-out-Prozess

